

Die Emmausgeschichte beginnt bei dem Ereignis, ohne das es kein Ostern gibt, dem Karfreitag. „Wir aber hatten gehofft ...“, ein Satz, der die Überschrift sein kann über ungezählte Rückschläge im Leben: Eine Partnerschaft, die auch nach vielen Versuchen nicht mehr zu heilen ist. Der Tod eines geliebten Menschen nach langen Behandlungsversuchen, die allesamt vergeblich waren, das Scheitern in einem Beruf. „Wir aber hatten gehofft...“. (Lk 24,21). Die zerstörte Hoffnung beherrscht alles, da können die Frauen sagen was sie wollen. Das leere Grab sorgt vor allem für Aufregung. Die kleinen Zeichen des Lebens, die auch erwähnt werden: zugedeckt unter der zerstörten Hoffnung.

In einem seiner Gedichte schreibt der Theologe Christian Lehnert: „In mir ein dunkler Riss.“ Was ist bei den Emmausjüngern alles zerrissen: Zerrissen ist die Beziehung zu Jesus, zerrissen ist der Glaube an das, was er verkündigt hat, zerrissen ist die Hoffnung, dass von diesem Jesus etwas ausgeht, das verändern und für einen Neuanfang sorgen könnte. „Wir aber hatten gehofft ...“. Zerrissen ist auch der Glaube an den Gott, den Jesus verkündigt hat. Was ist geblieben von dieser Barmherzigkeit? Was ist geblieben von diesem Gott, der laut Jesus ausdrücklich auf der Seite der Ausgegrenzten steht? Geblieben ist ein Scherbenhaufen. „In mir ein dunkler Riss.“ Theologen sagen oft, dass Gottesbilder zerbrechen, zum Beispiel, wenn das Kind älter wird und vieles in Frage stellt, wenn man Krisen durchmachen muss oder wenn man seiner Naivität beraubt wird wie ein einstmals wohlbehüteter Jugendlicher, der im ersten Semester Theologie studiert. Manchmal zerbricht aber noch mehr, nämlich die Bereitschaft, sich auf Gott überhaupt noch einzulassen. Seine Verheißungen wirken nur noch wie leere Versprechungen, so inbrünstig die Prediger sie auch vorgetragen, seine Weisungen wie schwere Gewichte an den Füßen, mit denen man keinen Blumentopf gewinnen kann, sondern die ein glückliches Leben verhindern. Massiv verstärkt wird das dadurch, dass die Trägerin der Gottesbotschaft, die Kirche, längst im Abseits ist, nicht nur gesellschaftlich, sondern auch im persönlichen Leben. Missbrauch, autoritäres Gehabe, Intransparenz in Entscheidungen, arrogante Gleichgültigkeit die Hierarchen vielen Gruppen in der Kirche gegenüber, ich muss das nicht weiter aufzählen. Niemand ist vor diesem Verlust sicher. Immer mehr verschwindet dieser Gott dann am Horizont meines Lebens, bis er ganz leise ganz weg ist. „Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riss“, lautet der erste Vers des Gedichtes von Lehnert.

Bei manchen bleibt nicht einmal mehr dieser dunkle Riss. Es gibt eine Leere, die man fühlt und aushält. Es gibt aber auch eine Leere, die man auch und gerade in Kirchen antrifft und die überspielt wird, oft mit frommen Inszenierungen und theologischen Floskeln, die genauso blutleer wie aufgesetzt wirken. Erschrocken oder belustigt wendet man sich ab, manchmal auch beides.

Die Jünger von Emmaus tun das, was fast immer hilft. Sie reden über das, was ihnen zu schaffen macht. Nicht sprechen zu können, das ist auch so eine Maske, hinter der sich der Tod verbirgt. Die Sprachlosigkeit, weil ich mich schäme oder weil ich keinen finde, der mir zuhört oder ich es gar nicht mehr in Worte fassen kann, was mich quält. Ich habe in der Psychiatrie gelernt, Menschen erzählen zu lassen, auch wenn es oft genug schräg ist und ungewöhnlich für mein Denken. Ja, man kann sich im Erzählen in Dinge hineinsteigern. Da kann es gut sein, vorsichtig auf andere Themen zu kommen. Aber wenn man das in Worte fasst, was einen bewegt, dann wird oft schon manches klarer. Im Erzählen ist es nicht mehr so ausweglos, wie es einem im nächtlichen Grübeln vorgekommen ist. Es wird, wie beim Tagebuchschieben, buchstäblich ausgedrückt und verliert dadurch schon etwas von seiner Bitterkeit.

Das Reden hilft. Der Fremde - ausdrücklich wird er der Fremde genannt - bringt die neue Perspektive, entwickelt neue Ideen, dass die ganze Tragödie in Jerusalem noch nicht das letzte Wort ist. Sie möchten, dass der bleibt, der hilft. Was im Reden bereits geschehen ist, geschieht aufs Neue in der einfachen Geste des Teilens. Leben geschieht und wächst, wo Menschen teilen, ehrlich, glaubwürdig und ohne Vorbehalte. Es ist das Lebensprinzip der ganzen Schöpfung. Das hat Jesus in seinem Abschiedsmahl in Erinnerung gerufen als die Mitte seines Lebens. Wo das geschieht, ohne Hintergedanken, ohne irgendwelche verdeckte Absichten: Dann kann das Herz.

„Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riss, ist meiner Seele nah, so oft ich ihn vermiss.“ So lautet das ganze Gedicht von Christian Lehnert. Es führt uns weiter, wenn wir Leere aushalten und aussprechen, die Brüche, die dunklen Risse. Das, was wir vermissen, hat nicht nur Macht über uns als Sehnsucht, die einfach nur weh tut. Was paradox klingt, ist die Erfahrung der Jüngerinnen und Jünger. Gott ist gerade dann nahe, wenn wir ihn vermissen. Der Schmerz wird verwandelt in eine zutiefst überwältigende Erfahrung der Lebendigkeit Jesu. Das ist die Botschaft nicht nur der Emmausgeschichte, sondern auch der Begegnung von Maria Magdalena mit dem Auferstandenen (Joh 20,11-18). Wer Jesus allerdings haben oder festhalten will und in ewig gültige Sätze packt, dem entzieht er sich, und dann hält man nur noch die leere Hülle in der Hand, beanspruchte Wahrheiten, denen das Leben fehlt. „Überhaupt, das gesicherte Vokabular besagt nichts“ sagt Lehnert an einer anderen Stelle. Jesus ist keiner, der auf ewig bleibt. „Er entschwindet ihren Blicken.“ (Lk 24,31). Und dann kann er aufs Neue wieder gefunden werden, im Fremden, im Überraschenden. Längst ist er da, lange bevor ich ihn wahrnehme. „Der Gott, den es nicht gibt, in mir ein dunkler Riss, ist meiner Seele nah, so oft ich ihn vermiss.“

Clemens Kreiss